

kaum bekannte Rolle«. Die von Wolfgang Mährle konzipierte und gemeinsam mit Mitarbeitern des Hauptstaatsarchivs und des Landesmuseums inszenierte Ausstellung nähert sich ihrem Gegenstand unter dem Begriffspaar Maskenball und Kanonendonner, um das Spannungsverhältnis anzudeuten, in dem sich das Herzogtum Württemberg in dieser Zeit bewegte, nämlich zwischen den Rückwirkungen des Krieges auf die Heimat einerseits und der barocken höfischen Repräsentation in den Residenzstädten andererseits.

»Im Siebenjährigen Krieg von 1756 bis 1763 kämpften alle europäischen Großmächte jener Zeit um ein Mächtigkeitsgewicht und territoriale Gewinne in Europa, um Kolonien und Einfluss in Nordamerika, Indien und Afrika, um die Herrschaft über die transatlantischen Seewege sowie um Handelsvorteile.« So liest man in Wikipedia. Württemberg zählte in diesem – in globaler Perspektive – britisch-französischem Hegemonialkrieg nicht zu den Konfliktparteien und war auch kein Kriegsschauplatz, weshalb dieser Krieg auch nicht zu einem württembergischen Erinnerungsort geworden ist. Dass er gleichwohl nicht spurlos am Herzogtum Württemberg vorbeiging, möchte die Ausstellung unter Beweis stellen. Und sie möchte aufzeigen, in welcher Weise das Land von den Fernwirkungen des Krieges betroffen war.

In seiner Einführung, dem einzigen Aufsatz des Buches, stellt Wolfgang Mährle vor allem den seit 1744 regierenden Herzog Carl Eugen in den Mittelpunkt. Dieser trat 1757 auf der Seite des französisch-österreichisch-russischen Bündnisses gegen die britisch-preußische Allianz in den militärischen Konflikt ein und stellte mit anfangs 6000, später 16.000 Soldaten eine beachtlich große Streitmacht auf, die auf verschiedenen Schauplätzen eingesetzt wurde. Hinzu kamen 1600 Infanteristen und 500 Dragoner für das Aufgebot des Schwäbischen Reichskreises. Eine doppelseitige Karte im Katalog verdeutlicht, an welchen Orten – allesamt außerhalb des eigenen Territoriums gelegen – das württembergische Heer zwischen 1757 und 1760 an Schlachten und Belagerun-

gen beteiligt war. Statt Erfolgen hatten die Württemberger allerdings zwei schwere Niederlagen zu verzeichnen. Die militärische Bilanz war verheerend, und der Herzog selbst offenbarte, dass zu seinen vielen Talenten militärische Fähigkeiten offenbar nicht zählten.

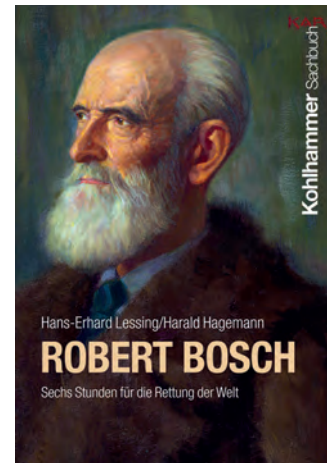
Was veranlasste Carl Eugen zum württembergischen Kriegseintritt? Kurz und bündig: Sein Ehrgeiz und sein Ansehen. Der Herzog peilte die Kurfürstenwürde an und war dafür bereit, innerhalb kurzer Frist durch Zwangsrekrutierungen eine große Militärmacht aufzustellen und auszurüsten und sich an einem Krieg zu beteiligen, für den seine Untertanen keinerlei Verständnis aufbrachten. Abgesehen vom Leid der Bevölkerung fehlte dem Krieg nämlich die Legitimität, da er nicht der Verteidigung des Herzogtums diene, sondern allein der Vermehrung des persönlichen Ruhmes des Fürsten.

Die fünf Kapitel der Ausstellung spiegeln sich im Katalog wider und thematisieren die württembergische Kriegsbeteiligung im Kontext des Kriegsverlaufs in Mitteleuropa, die materiellen und menschlichen Aufrüstungsmaßnahmen, die durch den Kriegseinsatz verursachten innenpolitischen Verwerfungen, die ökonomischen und finanziellen Auswirkungen des Krieges und schließlich die Folgen für den Bereich der Kultur und der Bildungseinrichtungen.

Scheinbar in Widerspruch zu den Schattenseiten der Kriegsbeteiligung steht der Glanz, den in diesen Jahren der Hof Carl Eugens ausstrahlte. In eben jenem Zeitabschnitt entstanden die Schlösser Stuttgart und Monrepos und wenig später Solitude; auswärtige Besucher lobten die prunkvolle barocke Hofkultur in Stuttgart und in Ludwigsburg, wo zudem eine Porzellanmanufaktur ins Leben gerufen wurde, die Meißener Konkurrenz machte; herausragende Künstler zog es nach Schwaben, die dort u.a. Luxusartikel produzierten; die Gründung wissenschaftlicher Akademien wurde zumindest diskutiert. Mährle vermutet hinter all diesen Aktivitäten eine sozialpsychologisch erklärbare Kompensationshandlung: Die genannten Facetten der Hofkultur bildeten bewusst oder unbewusst ergriffene Strategien, um die Schrecken des Krie-

ges und die militärischen und politischen Niederlagen Carl Eugens zu verarbeiten. Mit diesen und weiteren Einschätzungen leistet der Katalog einen wertvollen Beitrag zur Aufhellung eines wenig präsenten Aspekts württembergischer Geschichte.

Ludger Syré



Hans-Erhard Lessing, Harald Hagemann
Robert Bosch. Sechs Stunden für die Rettung der Welt

Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2024.
235 Seiten mit 58 Abb. Paperback 29 €. ISBN 978-3-17-042507-1

An der Grenze zwischen Schwäbischer Alb und Oberschwaben, in Albeck bei Ulm 1861 geboren, gehört Robert Bosch zu den wichtigsten und bekanntesten deutschen Unternehmerpersönlichkeiten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die von ihm ursprünglich als mechanische Werkstatt gegründete Firma erlebte nach der Erfindung des »Bosch-Magneto« (elektrische Hochspannungszündung) in wenigen Jahren einen phänomenalen Aufstieg.

Seine Erfolge als überaus erfolgreicher Unternehmer waren Robert Bosch nicht in die Wiege gelegt noch sonst in seiner Jugend irgend vorgezeichnet, bricht er doch den Besuch der Realschule in Ulm, wohin seine Eltern nach Verkauf der elterlichen Gastwirtschaft in Albeck als wohlhabende Rentiers gezogen waren, ab und tritt eine Mechanikerlehre an. Auch sein weiterer Lebensweg ist zunächst von Flexibilität geprägt, man könnte auch sagen, er war kurvenreich:

Tätigkeit als Mechaniker und auch mal als Gürtler in Köln, Stuttgart, Hanau, Nürnberg, Göppingen, dann bei Thomas Edison in New York, hernach in England. Schließlich folgt die Gründung einer eigenen Werkstatt in Stuttgart (1886, mit zwei Mann); er wird sesshaft, heiratet 1887 und erfindet im selben Jahr die das »Magnet« . So weit, so gut.

Hans-Erhard Lessing Erzählmodus lässt sich als impressionistisch bezeichnen: Wie die Impressionisten setzt er – hier biografisch – auf stimmungsvolle Momentaufnahmen, die sich zu einem Bild vereinen; aber im Falle dieser Biografie eben doch nicht kohärent, wie es der Leser vielleicht erwartet. Bosch war sicherlich ein genialer Unternehmer, der mit sicherem Blick den praktischen und finanziellen Wert technischer Neuerungen und Erfindungen erkannte und für sein Unternehmen zu nutzen verstand. Aber dieser Mann der Technik und Wirtschaft hatte noch eine andere, überraschende Seite, die quer stand zum großbürgerlichen oder teils auch reaktionären Habitus seiner Standesgenossen in vergleichbarer Position. Diese – heute würde man sagen alternative – Seite ist nicht unbekannt, aber in Lessings Reihung doch beeindruckend: von den sozialistischen Ideen des jungen Bosch in den USA, die später nachhallen sowohl im nachbarschaftlich-vertrauten Umgang mit dem im gleichen Haus wohnenden bekannten deutschen Sozialisten Karl Kautsky einerseits und der großen deutschen Kommunistin und Pazifistin Klara Zetkin und deren Mann, dem Arbeitermaler Friedrich Zundel, der 1928 Boschs Tochter Paula heiraten wird, andererseits. Robert Bosch war darüber hinaus ein überzeugter Anhänger der weit beachteten Wollkleidungs- und Lebensreform-Bewegung des Stuttgarter Zoologieprofessors Gustav Jäger wie auch der Homöopathie. In Bayern kaufte und betrieb er einen landwirtschaftlichen Reformhof.

Die Einführung des Achtstundentags 1908 und des freien Samstagnachmittags 1910 in seiner Fabrik gehören ebenso in diese Reihe alternativer Bestrebungen, ebenso die Stiftung seines Kriegsgewinns nach dem Ersten Weltkrieg für soziale Zwecke. Und nicht zuletzt schlug

der Unternehmer 1932 in der Denkschrift *Über die Verhütung künftiger Krisen in der Weltwirtschaft* vor, die verheerende Arbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise durch die Einführung des Sechstundentags (!) zu bekämpfen. Das Manifest ist im Buch gekürzt abgedruckt samt einer volkswirtschaftlichen Einordnung durch Harald Hagemann. Warum es freilich, reichlich dramatisierend, im Untertitel des Buches erscheint, bleibt unverständlich und führt etwas in die Irre. Im Buch kommt dem Thema nur eine Nebenrolle zu – und Bosch war kein »Weltenretter« .

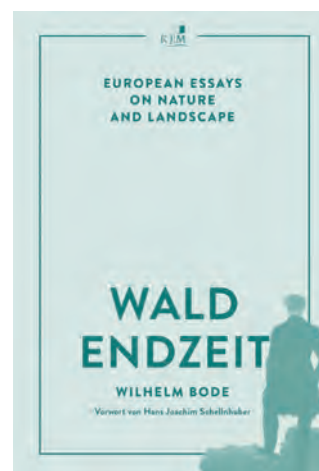
Die Schlaglichter auf die Lebensstationen, sein Familienleben und seine sozialen Gedanken, bleiben freilich skizzenhaft und verdichten sich nicht zu einem konkreteren Bild seiner Person. Das Hauptinteresse des Autors gilt nämlich mehr noch als dem Menschen Bosch den von ihm gemachten, initiierten oder genutzten technischen Neuerungen. Diese nehmen wohl die Hälfte des Buchs ein und werden mit großer Detailkenntnis beschrieben und in ihrer Bedeutung vorgestellt – oft mit Konstruktionszeichnungen und Plänen untermauert –, bleiben aber wohl vielen Lesern mangels technischer Kenntnisse verschlossen. Die Biografie gerät über weite Strecken eher zu einer Technik- und Unternehmensgeschichte denn zu einer eigentlichen Lebensbeschreibung, die – ganz anders die Passagen zu technischen Fragen – oft im Bereich von Mutmaßung und kühner Vermutung von Zusammenhängen verharret, wovon die auffallende und fast inflationäre Verwendung des Konjunktivs und unzählige Aussagen einschränkende Vokabeln wie »wohl«, »vermutlich«, »vielleicht«, »offenbar«, »(höchst)wahrscheinlich«, »anzunehmen«, etc. zeugen.

Die Person Robert Boschs bleibt dabei eher blass. Über so manches würde man gerne mehr erfahren, etwa über sein Leben im und das Wirken gegen den Nationalsozialismus und die Judenverfolgung – immerhin gibt es dazu neuere Literatur –, ja generell über seine politischen Ansichten und deren Folgen, etwa in Arbeitskämpfen. Am Rande sei bemerkt: Die verharmlosende Formulierung, Karl Kautskys jüdische Frau sei in Auschwitz

»gestorben«, tut weh und hätte dem Lektorat auffallen müssen.

Robert Bosch gerät zunehmend in Vergessenheit. Hans-Erhard Lessings Schlaglichter tragen immerhin dazu bei, wieder Licht zu bringen in die biografische Dunkelheit um eine faszinierende Person der deutschen Wirtschafts- und Technikgeschichte.

Raimund Waibel



Wilhelm Bode

Waldendzeit. Mit einem Vorwort von Hans Joachim Schellnhuber (European Essays on Nature and Landscape) KJM Verlag, Hamburg 2024. 168 Seiten, 43 Abb. Hardcover 24,50 €. ISBN 978-3-96194-247-3

Dass in Caspar David Friedrichs Gemälden jede Menge religiöse und nationale Symbolik versteckt ist, ist bekannt. Auch dass er seine Landschaften, auf der Grundlage von Zeichnungen, im Atelier zusammensetzte. Trotzdem gilt er als der prototypische romantische Maler – in seinen Landschaften, so scheint es, spiegelt sich die Liebe der Deutschen zum Wald. Wilhelm Bode hat eine andere, überraschende Deutung: Friedrichs Bilder zeigen gar nicht die unberührte Natur, sondern die von jahrhundertelanger Übernutzung kahlen Hügel der Mittelgebirge und den Beginn der industrialisierten Forstwirtschaft.

Ausgangspunkt ist das wohl berühmteste Werk des Künstlers, der »Wanderer über dem Nebelmeer«. Es befand sich bis 1939 in Privatbesitz und erhielt erst danach diesen Titel. Dem Vorbesitzer zufol-